

**Zeitzeuge: Volker Langguth-Wasem**

**Interviewer: Andreas Brüning**

## **Experte in eigener Sache**

**Sie sind Lobbyist in der Behindertenbewegung. Was hat Sie im Februar 2016 nach Berlin geführt?**

Nach Berlin geführt hat mich meine Funktion als Bundesvorsitzender der Bundesarbeitsgemeinschaft SELBSTHILFE von Menschen mit Behinderung und chronischer Erkrankung und ihren Angehörigen e.V. Als kleinwüchsiger Mensch bin ich ja ein Betroffener, ein Experte in eigener Sache. Ich bin immer unterwegs – vor allem in Berlin, weil hier die Musik spielt in Sachen Inklusion, Teilhabe, Selbstbestimmung. In der letzten Woche war ich als Patientenvertreter im gemeinsamen Bundesausschuss in der AG Kinderrichtlinien in Berlin. Das sind Richtlinien zur Untersuchung der Kinder von der Geburt bis zur Einschulung: U1 bis U9. Die werden schon seit 2008 bearbeitet. Das sind also schwierige Verständigungs- und Einigungsprozesse mit der gesetzlichen Krankenversicherung und der KBV, der Kassenärztlichen Bundesvereinigung, sprich: mit den Kinderärzten, die keine Leistungen erbringen wollen, ohne dass sie bezahlt werden. Leider steht das Wohl des Kindes nicht unbedingt immer im Vordergrund. Es gibt sicher Kinderärzte, die das auch anders sehen. Ich arbeite in einer Arbeitsgruppe mit, um die Interessen und Belange von behinderten Kindern zu vertreten. Es geht u.a. um Untersuchungen bei Vorschulkindern zu Mukoviszidose und Hörbehinderungen, damit die betroffenen Kinder durch technische und emotionale Unterstützung einen besseren Schulstart haben können.

**Wie sind Sie Bundesvorsitzender der BAG SELBSTHILFE geworden?**

Ich war in meinem beruflichen Leben von 1990 bis 1998 der erste hauptamtliche Behindertenbeauftragte der Stadt Frankfurt am Main. Dort haben wir schon sehr viel dafür getan, dass die Belange und Interessen von behinderten Menschen oder Menschen mit Einschränkungen berücksichtigt wurden – ob beim Bauen, im Theater, in der Schule oder im Kindergarten. Unsere Vorstellungen wurden nicht immer und

überall zu 100 Prozent durchgesetzt. Barrierefreie städtebauliche Veränderungen sind ein schwieriger Prozess für eine große Stadtverwaltung.

## Biografisches

### Wie haben Sie ihre Kindheit nach 1946 erlebt?

Was für ein Glück, dass ich ein Nachkriegskind bin! Selbst meine Großmutter hatte nationalsozialistische Tendenzen, nach dem Motto: Kinder wie mich hätte man früher beseitigt. Deswegen hatte ich Glück, dass ich erst 1946 geboren bin und nicht 1943. Ich bin dann 1953 in einem kleinen Dorf im Spessart, in Laufach, in die Schule gekommen. In dieser Zeit gab es noch keine Sonderschulen. Unser Sonderschulsystem ist erst später aufgebaut worden. Das heißt, es gab eine Volksschule als Dorfschule. Dort mussten alle hin, egal ob sie körperbehindert oder geistig behindert waren oder psychische Einschränkungen hatten. Mein Klassenlehrer musste mit allen Kindern der ersten und zweiten Klasse in einem Raum zurechtkommen. Aber das hat funktioniert. Meine gesamte Schullaufbahn war im heutigen Sinne schon inklusiv. Nach der Volksschule bin ich auf das Gymnasium gekommen. Damals waren die Tanzstunden schwierig für mich. In dieser Zeit fühlte ich mich das erste Mal ausgeschlossen als Kleinwüchsiger. Meine schulischen Leistungen wurden schlechter. Nach einem Gespräch mit meinem Vater entschied ich mich für eine Ausbildung zum Goldschmied. Zwei Jahre lang habe ich dann noch als Geselle in einer Goldschmiede gearbeitet, um danach Ringe in einer Fabrik zu fertigen. In dem Unternehmen gab es 300 Beschäftigte und keinen Betriebsrat. Engagierten gewerkschaftsorientierten Kolleg\*innen wurde in der Fabrik sofort fristlos gekündigt. Ich realisierte damals, dass ich als schwerbehinderter Beschäftigter einen anderen Schutzraum hatte. Ich sprach mit der Gewerkschaft, der IG-Metall, vor Ort und wurde Betriebsrat. Ich erkannte, dass ich etwas Positives erzeugen konnte und als Betriebsrat auch für die Interessen meiner Kolleg\*innen eintreten konnte. Ich lernte für mich und für andere Interessen durchzusetzen, und das war der Auslöser für mein Studium der Sozialen Arbeit in Hessen.

Nach meinem Studium habe ich in der Jugendarbeit des Sozialamts gearbeitet und wurde später Behindertenbeauftragter der Stadt Frankfurt. Schon während des Studiums war ich Ernst Klee und seinen Ideen begegnet. Er hatte eine Gruppe von

behinderten Aktivist\*innen um sich versammelt, die schon begonnen hatten, sich über ihre eigenen Interessen klar zu werden und sich durch öffentliche Aktionen gesellschaftlich zu positionieren. Damals gab es in Frankfurt ein Urteil des Richters Tempel zu einer Hotelreise. Es bezog sich auf Entschädigungsleistungen für einen Hotelgast, der mit behinderten Menschen im selben Hotel untergebracht war. Es gab einen ungeheuren Aufschrei in der Behindertenbewegung, so dass es zu einer großen Demonstration in Frankfurt kam. Ich war damals auch Aktivist, insbesondere während des Internationalen Jahres der Behinderten 1981.

## Absolute Inklusion

Ich denke, dass behinderte Menschen lernen müssen, sich nicht unterkriegen zu lassen. Ich hatte das Glück, es zu lernen. Das Wort Inklusion müssen wir in die Gesellschaft hineinbringen. Ich wurde in Frankfurt z.B. bei der Wohnungssuche diskriminiert. Die von mir kontaktierten Vermieter sagten mir oft, dass die Wohnung, für die ich mich interessierte, schon vermietet sei, obwohl das gar nicht stimmte. Während meines Studiums der Sozialen Arbeit gründeten Studierende eine gewerkschaftliche Studiengruppe, die sich politisch mit der Rolle der Sozialarbeiter\*innen auseinandersetzte. Bei dieser Auseinandersetzung ging es nicht um Kleinwuchs oder Menschen mit Behinderungen, sondern darum, wie wir uns voneinander unterscheiden. Bei mir war es die Körpergröße. Alle anderen Interessen oder Bedürfnisse waren ähnlich oder gleich. 1984 habe ich geheiratet. Zur Hochzeit haben wir für alle ein großes Dorffest veranstaltet.

Im Moment gibt es eine heiße Diskussion um den Transport von E-Scootern (klappbare Elektro-Roller) in Bussen. Das ist eine hochspannende Geschichte. Diese Diskussion betrifft nicht nur Menschen mit Geh-Einschränkungen, sondern alle älteren Menschen ab 60, die derartige technische Hilfe brauchen. Mütter mit Kinderwagen werden in Bussen ohne politische Diskussion akzeptiert. Die UN-Behindertenrechtskonvention verpflichtet jede Gesellschaft und jedes Land, Teilhabe am gesellschaftlichen und kulturellen Leben zu ermöglichen. Menschen in E-Scooter in ihrer Mobilität einzuschränken verletzt dieses Recht. **Aber das ist die große Diskussion, die wir Betroffenen selbst in die Gesellschaft vor allen Dingen tragen**

müssen, nämlich was heißt Inklusion? Inklusion in der Schule, Inklusion in der Freizeit, im Wohnen, in der Arbeit – was weiß ich – bis hin zum Sterben. Das geht ja bis an das Ende. Und das ist noch ein langer, steiniger Weg.

### **Was gibt Ihnen persönlich die Kraft, sich in der Öffentlichkeit so engagiert für die Rechte behinderter Menschen einzusetzen?**

Meine Eltern hatten in meiner Kindheit ein Kindermädchen. Dieses Kindermädchen hat mich immer und überall mit hingenommen und mir das Gefühl gegeben, dass sie mich überall dabei haben wollte. Ich glaube, dieses Dabei-sein-Können hat mich sehr geprägt. Schule und Kindergarten sind für mich wichtige Orte, an denen Inklusion gelingen kann, weil dort gemeinsam gelernt und gelebt wird. Dazu müsste aber in unserer Gesellschaft zu 100 Prozent durchgesetzt werden, dass kein Kind in eine Sondereinrichtung geht, sondern dass alle Kinder in die gleiche Schule gehen. Das Dabeisein, die Teilhabe, gibt den Kindern immer wieder neue Kraft. Und wenn sie dann noch merken, dass sie dadurch, dass sie dabei sind, auch wahrgenommen werden, gelingt Inklusion. Mit meinem E-Scooter bin ich in Berlin mobil, vom Funkturm bis zum Bundeskanzleramt – das geht. Ohne dieses technische Hilfsmittel wäre ich nicht mehr selbstbestimmt unterwegs. Mir hat besonders das Theaterspielen geholfen. Der ‚Sommernachtstraum‘ von Shakespeare hat mir Leben eingeflößt. Auf die Bühne gehen und mich zeigen, das hat mir Kraft gegeben.

## **Schwierige Rahmenbedingungen für Teilhabe**

### **Wie sehen Sie als Lobbyist in der Behindertenpolitik die gesellschaftliche Teilhabe für Menschen mit Behinderungen?**

Als Bundesvorsitzender der AG SELBSTHILFE kann ich sagen, dass die Rahmenbedingungen für mein Engagement im Behinderten- und gesundheitspolitischen Bereich schlechter werden. Behinderte Menschen stehen heute sichtbarer in der Öffentlichkeit, aber in der öffentlichen Wahrnehmung sind behinderte Menschen nur scheinbar dabei. Als Kind und Jugendlicher war ich noch ein Problem für die Gesellschaft. Damals war Behinderung noch etwas ganz

Besonderes, das nehme ich heute anders wahr, speziell hier in Berlin. Aber politisch sind wir heute ins Abseits geraten und schaffen es nicht, die Behindertenbewegung zu aktivieren. 1981 gab es große Demonstrationen, und nun müssen wir im Vorfeld der Verabschiedung des Bundesteilhabegesetzes wieder vor das Bundeskanzleramt und den Reichstag ziehen und in den Medien Rückhalt suchen.

Wenn wir nichts machen, kommen wir nicht voran. Also bin ich mittenmang dabei.

Wir haben u. a. ein Mitspracherecht bei den Krankenkassen, im gemeinsamen Bundesausschuss, bei Gesetzes- oder Referentenentwürfen, die aus dem Bundesgesundheitsministerium jedes Jahr neue Gesundheitsmodernisierungs-, Stärkungs- und Verstärkungsgesetze formulieren. Zu diesen Entwürfen nehmen wir dann Stellung. Wir sind ein hochqualifizierter Verband. Das ist wunderbar. Aber wir sind besser im Gesundheitsbereich als in dem ganzen gesellschaftlichen, sozialpolitischen Bereich. Wenn ich mich als behinderter Mensch engagieren will, muss ich all das, was ich aufgrund meiner Behinderung oder Einschränkung oder Beeinträchtigung zusätzlich brauche, selbst bezahlen – außer, ich habe ein Einkommen auf Sozialhilfe- bzw. Hartz IV-Niveau. Wenn es darüber liegt, wenn ich verheiratet bin, eine Frau habe, die womöglich ein eigenes Einkommen als Arbeitnehmerin oder Rentnerin hat, dann falle ich aus dem Sozialsystem und muss alles selbst bezahlen. Dann bekomme ich gerade einmal den Steuerfreibetrag vom Finanzamt angerechnet. Das ist aber auch alles. Gut, ich bekomme noch den Nachteilsausgleich: Wenn ich in den Zoo gehe, bekomme ich Rabatt. Danke! Wenn dann hinter mir eine Mutter mit drei Kindern steht, komme ich mir schon fast schofelig vor, dass ich als behinderter Mensch noch meine Frau umsonst mit hineinnehmen kann, weil ich auch noch das Recht auf eine Begleitperson habe.

Und wenn ich mich engagieren will, brauche ich zum Beispiel ein Auto, um von Laufach in der Pfalz nach Berlin zu kommen. Solange ich gearbeitet habe, habe ich das Auto bezuschusst bekommen. Da wurde mir der behindertengerechte Umbau des Autos und anderes bezahlt. Aber in dem Moment, in dem ich nicht mehr arbeite, ist das alles weg. Das sind dann die Rahmenbedingungen. Ich weiß nicht, wie das zum Beispiel bei blinden Menschen ist, die einen Blindenhund brauchen oder eine Haushaltshilfe, die einkauft – ob so etwas noch bezahlt wird, wenn diese Menschen einmal nicht mehr zur Arbeit gehen. Womöglich heißt es dann, der könne ja nun ganz daheimbleiben. Da gibt es merkwürdige Überlegungen. Das ist schon schwierig geworden. Man sieht es jetzt auch noch einmal an der Flüchtlingsdiskussion. Was

bekommen die Geflüchteten und was wir? Da muss man gut aufpassen: Jeder kann etwas bekommen, wir sind ein reiches Land. Nur, wenn der Herr Schäuble seine schwarze Null will, wird es schwierig. Und wenn der Staat Banken rettet, ist ihm auch nichts zu teuer, auch nichts für den Militärhaushalt. Solche Milliarden sind unserem Staat nicht zu viel. Aber wenn es um Menschen geht, um Menschenrechte, und deren Finanzierung, dann wird gefragt: „Ist das denn wirklich nötig?“

## **Sich nicht unterkriegen lassen**

**Wenn Sie Ihr Engagement von Anfang an betrachten, was hat Sie am meisten berührt?**

Spontan fällt mir da nichts ein. Für mich sind die verschiedenen Punkte relativ gleichwertig. Aber es kommt immer wieder vor, dass ich jemanden dazu bringen kann, sich doch nicht unterkriegen zu lassen. Auch im privaten Bereich: **Gerade die kleinwüchsigen Männer tun sich schwer in dieser Gesellschaft, weil der Mann ist groß, stark und was weiß ich noch alles. Bildlich erfüllen wir diese Vorstellungen nicht. Und da tun sich die kleinwüchsigen Männer schon schwer. Und ich habe so zwei, drei kleinwüchsige junge Männer, die ich auf ihrem Weg begleitet habe. Wo ich immer gesagt habe: „Lasst Euch da nicht unterkriegen.“** Ich habe immer wieder versucht, ihnen über die eine oder andere Klippe zu helfen, auch dadurch, dass ich da war, mit ihnen geredet habe, ihnen auch von meinen Klippen erzählt habe, an denen es für mich schwierig war, und ihnen gezeigt habe, wie sie versuchen können, ihre zu überwinden. Das ist schon auch ein schönes Gefühl. Das gibt mir eine Menge, wenn diese damaligen Kinder heute dastehen und zum Beispiel einen Betrieb haben. Der eine hat ein eigenes Filmunternehmen aufgezogen: toll! Der hatte irgendwann gesagt: „Ich muss einmal eine Woche zu euch kommen, mit euch leben, sehen, wie das geht.“ Das hat ihm sicher auch etwas gegeben für seinen Lebensweg. Solche Dinge berühren mich schon. Ein weiteres Beispiel betreffen meine Enkelkinder: Die sind jetzt in der 4. Grundschulklasse. Unsere Enkeltochter erlebt natürlich, wie sich ihr Opa ganz normal bewegt und immer alles Mögliche macht. Die haben in der großen Pause Verstecken gespielt auf dem Schulhof, und sie hatten einen Jungen in der Klasse mit Leukämie, der saß im Rollstuhl. Sie war die Einzige, die nicht gefunden wurde, weil sie nämlich zu diesem Luca gesagt hat: „Ich

setze dich gerade einmal daneben auf den Stuhl. Gib mir deinen Anorak.“ Sie hat den Anorak angezogen und sich in den Rollstuhl gesetzt und ist damit über den Schulhof gefahren. Da haben die anderen sie nicht gefunden. Das ist Inklusion. Das war für sie ganz selbstverständlich, sie hat gar nicht darüber nachgedacht. Das sind Momente, in denen ich denke: ‚Kind, du hast es verstanden. Man muss sich in Zukunft keine Gedanken mehr um dich machen. Denn es ist völlig klar, wie wir mit Menschen, die irgendwelche Beeinträchtigungen haben, umgehen: nämlich ganz selbstverständlich.‘ Gefragt hatte sie den Jungen natürlich schon. Das sind so Dinge, bei denen ich denke: ‚Toll, es hat doch etwas bewirkt, und zwar nachhaltig.‘

## **Auffallen im negativen und im positiven Sinn**

**Gab es in Ihrem Leben Momente, in denen Sie ihre Behinderung auch als Chance wahrgenommen haben?**

Ich habe das tatsächlich mit zunehmendem Alter immer mehr als Chance gesehen, denn als Benachteiligung. Da ist einerseits die Benachteiligung: Ich kann nicht einfach einen Mietwagen nehmen. Ich muss mit öffentlichen Verkehrsmitteln hierher nach Berlin kommen, und das ist für mich schwierig. Ich bräuchte auch einen Mietwagen, um mich hier in Berlin besser bewegen zu können. Aber da war andererseits die Schule: Dort wurde ich auch einmal wahrgenommen. Und wenn ich in einem Fach mal schwächer war, dann wurde gesagt: „Komm, jetzt probiere es doch noch einmal.“ Ich bekam im Zweifelsfall noch einmal eine Chance. Dann kam während meiner Goldschmiedezeit die Geschichte mit der Interessenvertretung in der Firma. Die habe ich als Chance genutzt, tatsächlich etwas bewirken zu können in meinem Leben, und zwar nicht nur für mich, sondern auch für andere Menschen. Genauso kam es dann später als Behindertenbeauftragter. Dass ich da etwas bewirken konnte, war nicht nur für mich selbst eine Erleichterung, sondern auch für andere. Als ich Behindertenbeauftragter war, merkten andere, dass ich nicht nur für meine Gruppe der Kleinwüchsigen eintrat, sondern für Menschen mit unterschiedlichen Behinderungen, auch für ältere Menschen. Und heute bin ich für BAG SELBSTHILFE tätig. Davon profitiert auch die BAG SELBSTHILFE. Das sage ich nicht aus Eitelkeit, sondern, wenn ich mit unserem Bundesgeschäftsführer irgendwo erscheine, sieht und weiß jeder, jetzt kommt die BAG SELBSTHILFE. Das

vergessen die Akteure und Politiker nicht, auch wenn ich nur einmal langgelaufen bin. Meine Frau hat schon Sachen erlebt ... – die hat gesagt: „Da treffe ich irgendwo jemanden und der sagt zu mir: ‚Mensch, dich habe ich doch vor vier Wochen am See oder sonst wo spazieren gehen gesehen.‘ Dann überlege ich: War ich vor vier Wochen am See gewesen? Ja, tatsächlich.“ Dass die anderen einen wahrnehmen und nicht vergessen – also, das ist schon etwas. Der Nachteil ist: Inkognito geht gar nichts. Neulich war ich mit meinem Enkelsohn im Kino. Da hat der vom Kino gesagt: „Sie waren doch letzte Woche auch hier gewesen.“ Die Kinder genießen es inzwischen, dass, egal wo, die Menschen mir gegenüber freundlich sind und grüßen. Letztes Jahr im Urlaub mit den Enkeln war es dasselbe: Wo wir hinkommen, sind die Menschen einen Schlag freundlicher, höflicher. Aber das ist heutzutage so. Es gab Zeiten, da war das nicht so. Heute sind die Menschen im Servicebereich – im Hotel oder im Schwimmbad – in der Regel höflicher. Natürlich gibt es auch Ausnahmesituationen. So war neulich genau das Gegenteil passiert: Man war uns etwas verbohrt und verbissen begegnet. Es ist nicht immer alles eitel Sonnenschein, dafür sind wir noch zu weit von einer inklusiven Gesellschaft entfernt. Aber das Klima für behinderte Menschen ist besser geworden.

## Mehr Miteinander

**Wenn Sie sich drei Wünsche erfüllen könnten, persönliche oder auch gesellschaftliche, welche Wünsche wären das?**

Ich fände es gut, wenn sich die Rahmenbedingungen für bürgerschaftliches Engagement, für die Selbsthilfe, für die Behindertenhilfe, noch einmal verbessern würden. Dass nicht nur die bürgerliche Mitte sich dieses Engagement leisten kann, sondern sehr viel mehr Menschen. Dann würde auch eine andere Stimmung entstehen. Das wäre für mich persönlich, in meinem Lebensumfeld, gut. Was ich hier in Berlin erlebe und mit welchen Menschen ich hier zusammentreffe, das ist das krasse Gegenstück. Deshalb wünsche ich mir, dass wirklich noch einmal die Bildungssituation, die Inklusion in der Schule, vorankommt. Das ist für mich das Entscheidende, und dass nicht immer wieder diese Diskussionen aufkommen, wie in Nordrhein-Westfalen, was uns das alles kostet. Dabei sagt keiner, dass die parallel laufenden Schulsysteme von Regelschule und Sonderschule mindestens genauso

viel kosten, wenn nicht noch mehr. Ich vergleiche das jetzt mit der Flüchtlingsdiskussion. Was uns die Geflüchteten bringen, sagt niemand. Aber was sie uns kosten, das ist immer die Frage.

Die Rahmenbedingungen müssen stimmen. Anerkennung kommt über die Gesellschaft, ist aber auch individuell abhängig. Das ist ganz schwierig. Ich persönlich brauche nicht viel mehr Anerkennung als ich habe. Ich bin relativ zufrieden in der Zwischenzeit. Ich habe meinen Frieden sowohl mit der Gesellschaft, als auch mit meinem ganz persönlichen Umfeld gefunden. Man muss auch als behinderter Mensch neue Möglichkeiten selbst ausprobieren, auch zusammen mit anderen. Zum Beispiel dieses ganze betreute Wohnen für Behinderte: Das ist auch schon einmal ein Schritt weiter. Aber noch weiter ginge er natürlich, wenn behinderte und nichtbehinderte Menschen zusammenwohnen würden. Wir werden in Zukunft noch sehr viel mehr andere Wohnformen kreieren müssen, weil zu wenige arbeiten und andere womöglich mitversorgen, und die, die versorgt oder betreut werden müssen, mehr sind als die, die arbeiten und dabei noch Zeit und Kraft übrig haben, um Menschen zu begleiten und zu versorgen. Das muss nicht immer gleich eine bezahlte Dienstleistung sein. Heute will jede\*r für sich sein, dabei muss man nur die Türen wieder aufmachen. Dieses Hindernis zu überwinden liegt mir am Herz. Ich selbst habe in Wohngemeinschaften gelebt. Ich weiß auch, woran sie scheitern können, schon an Kleinigkeiten. Deshalb wünsche ich mir, dass wir über Formen des Zusammenlebens und Zusammenarbeitens nachdenken und uns nicht in Sonderarbeitsformen abschieben lassen. Ich bin schon sehr geprägt durch den Gedanken des Miteinanders, auch bei der Arbeit. Selbst bei uns im Dachverband ist jetzt die Rahmenbedingung so, dass wir uns auf Kernaufgaben beschränken müssen, weil wir für anderes kein Geld haben. Trotzdem versuche ich, immer und immer wieder zu sagen: „Nein, wir müssen da jetzt auch noch ran.“ Ich bin auch im Beirat der Bundesarbeitsgemeinschaft der Freiwilligenagenturen e.V. (Agfa). Mit der Agfa versuche ich eine Kooperation hinzubekommen, so dass es zwischen den beiden Dächern – Seniorenorganisation und Behindertenorganisation – eine Verbindung gibt. Es sollte nicht jeder für sich arbeiten. Nur wir haben die Ressourcen nicht, weder die materiellen noch die personellen Ressourcen. Haben wir nicht. Das heißt, wenn da nicht einer ist, der dann engagiert dabei ist und sagt, okay, ich mache es trotzdem. Dann läuft das alles nebeneinander. Und das ist genau das, was sie wollen. Dass wir nebeneinander und nicht miteinander arbeiten oder uns verbinden.

## Ohne Geld nur schöne Theorie

Uns wird immer gesagt, unsere Forderungen seien nachvollziehbar, aber das Geld bekommen wir nicht. Es gibt heute 2016 keine Pauschale mehr, keine institutionelle Förderung, sondern nur noch das Instrument Projektförderung. Wir können aber unseren Dachverband nicht länger als zwanzig Jahre mit einer Projektförderung über Wasser halten.

Beim Bundesteilhabegesetz war es besonders sichtbar: Die eingeplanten 5 Milliarden Euro, die verschoben wurden in den allgemeinen Haushaltstopf zur Strukturförderung in den Kommunen und Ländern, die dienen doch nur einem durchsichtigen wahlkampfaktischen Manöver. Bundesfinanzminister Schäuble hätte auch noch fünf Milliarden hergeben können, wenn er gewollt hätte, aber nein, es werden die fünf Milliarden aus dem Bundesteilhabegesetz genommen, und damit wird die Einkommens- und Vermögensunabhängigkeit in weite Ferne gerückt. Die werden wir in dieser Legislaturperiode nicht bekommen und vermutlich auch nicht in der nächsten. Das ist das Schlimme an der ganzen Sache. Dieses ganze Bundesteilhabegesetz diskutieren wir hier in unserem Zirkel in dem behindertenpolitischen Bereich mit den behindertenpolitischen Sprechern der Fraktionen. Die interessieren sich vielleicht für die Behindertenbeauftragten in den Ländern und Kommunen, aber dann ist auch schon Schluss. Die Gesellschaft interessiert das alles überhaupt nicht. Immer nur heißt es: „Das kostet Geld.“ Das ist schlimm. Erst wenn wir diese Haltung geknackt haben, haben wir unser Ziel erreicht.